

Diana Artus | veröffentlicht auf der PaperBite-Website (heute: das Dossier) im Bereich Feuilleton

Mehr als die Summe seiner Teile

Review über das Ausstellungsprojekt Exhibition, Elizabeth Street 211 New York, März bis August 2009

Im Fokus einer Ausstellung steht für gewöhnlich das In-Szene-Setzen von Objekten, die als individuelle, fertige Werke gelten. Somit kann dieses Format als Ritual verstanden werden, in dem für eine Marktgesellschaft relevante Verhältnisse im Bereich der Kunst zelebriert werden. Spannend an einer kritischen Auseinandersetzung mit einem solchen Ritual ist nicht nur die Konfrontation mit der eigenen Verstricktheit, sondern insbesondere die Frage, wie und mit welchen Konsequenzen es neu konfiguriert werden könnte.¹

Ein derartiger Versuch findet gegenwärtig in einem vakanten Ladengeschäft im New Yorker Stadtteil Nolita statt. Inmitten des als hip geltenden Viertels in unmittelbarer Nachbarschaft zum New Museum gelegen und eingebettet in ein lückenloses Netz an Einrichtungen für den gehobenen Freizeitkonsum, ist der Ort räumlich hervorragend in Manhattans Kunstlandschaft integriert. Und auch die schlichte Ankündigung *Exhibition*, die im Schaufenster in der Elizabeth Street 211 angebracht ist, scheint vorerst zu halten, was bereits die Gegend verspricht. Bei näherer Betrachtung entpuppt sich die hier stattfindende Präsentation künstlerischer Arbeiten jedoch als ambivalente Situation, die zwar den Charakter einer Ausstellung trägt, aber zugleich auch deren Gegenteil ist, indem sie sich permanent dem zu widersetzen sucht, was die Bezeichnung für gewöhnlich impliziert.

Initiiert wurde das auf sechs Monate angelegte Projekt Anfang März von Eric Anglès, Elena Bajo, Jakob Schillinger, Nathalie Anglès und Warren Neidich. Sie alle sind in unterschiedlichen Funktionen im Kunstbereich tätig und miteinander befreundet. Ihre persönliche Praxis und Positionen sind dagegen sehr verschieden, und gerade dies war einer der interessantesten Gründe, ein kollektives Experiment zu starten. Dessen kleinster gemeinsamer Nenner liegt darin, eine größtmögliche Offenheit der jeweiligen Perspektiven zuzulassen und nichts von vorneherein auszuschließen. Vor allem nicht die Meinungsverschiedenheiten, die dies provoziert. Bereits der Versuch, die grundsätzlichen

¹ Vgl. dazu Dorothea von Hantelmann *Das Ritual rekonfigurieren*, in: *Texte zur Kunst* Heft 74/2009, S. 61f.

Modalitäten dieses Projekts zu formulieren, erforderte eine umfangreiche Diskussionsarbeit. Das Resultat dieser Verhandlungen ist ein kleines Regelwerk, das nun die Basis von *Exhibition* bildet. Einer der wichtigsten Grundsätze ist, dass es sich um eine einzige Ausstellung handelt, die sich über den gesamten Zeitraum hinweg in kontinuierlicher Entwicklung befindet und zu der immer wieder neue Personen – Künstler, deren Arbeiten die Initiatoren kennen und schätzen – eingeladen werden. Die tatsächliche Teilnehmerzahl ist noch nicht genau absehbar, beläuft sich aber bereits auf mehrere Dutzend. Die Regeln sehen weiter vor, dass die Namen der künftigen Akteure auf Zettel geschrieben und in einen Hut gelegt werden. Ungefähr zweimal pro Woche versammeln sich die fünf Initiatoren um ihn und ziehen einen Zettel heraus.

Wer auf diese Weise ausgelost wurde, ist nun am Zug. Sie/Er hat bis zu drei Tage Zeit, in die jeweils vorgefundene Raumsituation zu intervenieren. Die Teilnahme impliziert die Zustimmung zum Verzicht auf jeden künftigen Eigentumsanspruch an den dabei entstehenden Werken. Einmal in der Ausstellung positioniert, gehören diese Arbeiten niemandem, noch sind sie zu verkaufen. Dafür können sie jederzeit von den Nachfolgenden benutzt, verändert oder entfernt werden. Dann wird bestimmt, wo genau die neue Arbeit platziert werden kann. Hier kommt wieder das Zufallsprinzip zu Hilfe, diesmal in der Form eines Würfels. Drei Würfel hat jeder Teilnehmer, und entsprechend der gewürfelten Zahlen stehen ihm bestimmte Bereiche des Raums zur freien Verfügung, der vor jeder Runde in immer neue nummerierte Zonen aufgeteilt wird.

Was das Publikum bei *Exhibition* sieht, ist nichts, das als fertiges Produkt deklarierbar wäre, sich als solches eindeutigen Urhebern zuschreiben und nun unter ihrem Namen verwerten ließe. Es ist stattdessen der provisorische Zwischenstand eines sich im ständigen Fluss befindlichen Prozesses, in dessen Verlauf sich der Charakter dieser Ausstellung schon mehr als einmal von heute auf morgen radikal verändert hat. So vermag sie es, ihre Betrachter auf eindringliche Weise für die immer gegebene Möglichkeit eines plötzlichen und umfassenden Wandels zu sensibilisieren, die allzu oft aus dem Fokus der Aufmerksamkeit verschwindet.

Ausgestellt und damit anschaulich und sinnlich erfahrbar gemacht werden in erster Linie die Konsequenzen konstanter Einmischung, immer aufs Neue zwischen Zustimmung und Widerspruch, Verbessern und Verwerfen oszillierend: ein fortwährendes Akkumulieren, Aufbauen, Aneignen, Abstoßen, Aussortieren, Bereinigen. Wer genau die einzelnen Arbeiten

zwischenzeitlich realisiert hat, ob sie sich lange behaupten können oder gleich wieder vergehen, ist nebensächlich. Interessant ist vielmehr, welche Dynamik sich auf diese Weise entwickelt und in welche Richtung sie weist.

Unvorhersehbarkeit spielt eine essenzielle Rolle in diesem Projekt. Die Konstellationen entstehen zufällig – die fünf Initiatoren möchten laut eigenen Erklärungen nicht die Kuratoren dieser Ausstellung sein. Dennoch agieren sie zunächst ein Stück weit wie ebensolche, denn schließlich haben sie durch die Auswahl der Personen, deren Namen in den Hut wandern, eine erste und sehr wichtige Setzung vorgenommen und den möglichen Teilnehmerkreis stark eingegrenzt. Doch arbeiten sie dann mit einem Versuchsaufbau weiter, der die Rolle des Kurators wiederum in Frage stellt. Mit Hut und Würfel überlassen sie dem Zufall maßgebliche Entscheidungen über Reihenfolge und Anordnung, die auf diese Weise unabhängig von subjektiven Präferenzen getroffen werden. Auch das kann allerdings als ein kuratorisches Konzept verstanden werden. Und der Verzicht auf Kontrolle spielt sich noch immer innerhalb von kontrollierenden Regeln ab, so reduziert diese auch sein mögen.

Auf die Frage, wie mit Regelbrüchen umgegangen wird, ob etwaige anarchische Anwendungen der geladenen Gäste begrüßt oder mit Sanktionen belegt werden, gibt es keine klare Antwort. Unter den fünf Gastgebern herrscht bereits darüber Unstimmigkeit, ab wann überhaupt von einer Regelverletzung die Rede sein kann, ob und wie oft sie eigentlich selbst welche begehen. Auf eine Lösungsmöglichkeit zumindest konnten sie sich bisher immer wieder verständigen: ihren Regeln eine Ausnahme hinzuzufügen.

Ein weiterer Kerngedanke manifestiert sich im Anspruch, eine Ausstellung zu realisieren, in deren Mittelpunkt eben nicht wie gemeinhin bei diesem Format üblich die materiellen Resultate künstlerischer Tätigkeit stehen. Es geht nicht um das zum verkäuflichen Kunstobjekt erstarrte und signierte Getane, das es nun gilt, adäquat zu präsentieren, aufzubewahren und mit Bedeutung aufzuladen. Im Ausstellungsritual verankerte Vorstellungen wie die von Eigentum oder der Autorschaft eines Künstlersubjekts werden hier ins Wanken gebracht. Dabei geben sie den Blick frei auf ganz andere Perspektiven: auf Prozessualität und Flüchtigkeit, auf Möglichkeiten eines gemeinschaftlichen kreativen Handelns.

Sobald ein Künstler seine Intervention beendet hat, wird gleich der nächste in die Ausstellung geführt. Dadurch baut sich Druck auf und mit ihm Intensität. Manche Eingriffe sind nur für einen Tag sichtbar. Ein derartig verschwenderisches ‚Vorübergehen‘ der einzelnen Kunstwerke lässt sie zu wahrhaft ephemeren Gebilden werden, befreit von jeglicher Schwere und der damit oft einhergehenden Schwerfälligkeit, die ihnen in herkömmlichen Ausstellungskontexten allzu gerne aufgeladen wird. An die Stelle von vermeintlichen Gewissheiten treten das Bekenntnis zur Ungewissheit und die Neugier auf Veränderung. Jeder Arbeit ist ihr nahes und unwiderruffliches Ende von Anfang an inhärent, die Künstler wissen dies und akzeptieren es. Denn Verschwinden ist nicht gleich bedeutend mit Verlust. Als Erinnerung, Gedanke und Vorahnung ist jeder Eingriff vom Moment seiner Materialisierung an im Prozess enthalten und hat sich in ihn eingeschrieben als implizite Voraussetzung der Dinge, die noch kommen ebenso wie als Rückgriff auf das, was vorher war.

Die Macher von *Exhibition* fotografieren die verschiedenen Zustände des Raumes, und sie führen ein einsehbares Archiv, in dem jeder Ausstellungsteilnehmer Gelegenheit hat, eine Nachricht oder ein Statement in Form eines A4-Blattes zu hinterlassen. Dank dieser Dokumentationen ist es nicht nur den regelmäßigen Besuchern und Mitwirkenden, sondern auch dem sporadischen Betrachter möglich, unter dem aktuell Sichtbaren den Abdruck all der Akteure und ihrer Methoden zu erkennen, die hier bereits gewirkt haben. Ebenso wird erahnbar, welche unvorhergesehene Wendungen und absurden Haken dieses Projekt zu schlagen im Stande ist. Anfangs noch recht zaghaft und vorsichtig nebeneinander platziert, durchdringen und ersetzen sich die Interventionen mittlerweile auf drastische Weise. Der Raum gleicht einem Palimpsest, einem Blatt, das wieder und wieder überschrieben wird, zu dessen ineinander verschachtelten Textebenen stets neue hinzugefügt werden. Er erzählt daher keine linear fortschreitende, sinnvolle Geschichte, schon gar nicht handelt es sich um eine ‚stimmige‘ Präsentation. Vielmehr formuliert und visualisiert sich hier das Bewusstsein allgegenwärtigen Widerspruchs.

Allein in Anbetracht der großen Anzahl von involvierten Personen, die eine äußerst ungleiche, lose Gruppe bilden, kann dieses Projekt gar nichts anderes sein als eine immer währende Kontroverse. Diese kann nicht beigelegt, nur zugespitzt und stets aufs Neue ausgetragen werden. Die Gegensätze und Risse, die dabei zu Tage treten, sind nicht allein die zwischen verschiedenen Standpunkten, sondern insbesondere auch die eines jeden einzelnen dieser Standpunkte in sich.

Ein Ereignis wie *Exhibition* lebt vom gegenseitigen Austausch darüber, was passiert und warum es passiert. Die Qualität steckt in den Begegnungsmomenten zwischen Beteiligten und Beobachtern, in der Rede und Gegenrede, im nicht müde werdenden Versuch der Verständigung in und über eine disparate Welt. Der immaterielle Fluss von Kommentaren, Gesten und Gesprächen über Praxis und Anspruch des Produzierens, über das System an sich, bringt immer wieder Interferenzen zwischen den verschiedenen Positionen hervor, die hier aufeinander stoßen. Die einzelnen Ausstellungsobjekte und -arrangements, die wie Spielsteine in einem Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel aneinander vorbeigezogen und irgendwann aus dem Spiel gekickt werden, sind für sich betrachtet nichts als verstreute Fragmente. Doch in ihrer Überlagerung, im Echo, das zwischen ihnen schwingt, finden sie zu wirklicher Stärke.

Das notwendige Fundament dieses turbulenten Diskurses bilden gegenseitiges Vertrauen, Offenheit und Großzügigkeit. In diesem Sinne wird das Projekt von den Beteiligten als Lernprozess erfahren: Es ist eine praktische Übung im Zusammenwirken in einem Bereich, in dem mehr denn je die Position des neoliberalen Einzelkämpfers, der seine Konkurrenten geschickt auszustecken weiß, als die am Ende erfolgreiche und erstrebenswerte gilt.

Betrachten wir *Exhibition* als Modell einer gemeinsam produzierenden Gesellschaft, wird folgendes erkennbar: Das Prinzip von Distanz und Konkurrenz ist nicht beseitigt, mündet aber auch nicht in die nur zu vertraute Vereinzelung, in der jeder getrennt vom anderen agieren muss. Das Schaffen steht als kollektiver Prozess im Mittelpunkt, seine materiellen Resultate dagegen sind nebensächlich. Bestehende Differenzen und Spannungen bleiben bestehen und werden nicht zugunsten der Illusion eines harmonischen Einklangs aufgegeben. Doch stellt sich die Frage nach Dominanz, nach vermeintlicher Stärke und Schwäche anders als wir es aus unserer Alltagserfahrung kennen. Sie zielt nicht auf das Erreichen einer vorrangigen Stellung, sondern auf das Bewusstwerden gegenseitiger Beeinflussung und Verflechtung. Die Idee eines im Wettbewerb stehenden Strebens wird so auf viel versprechende Weise umgedeutet: nicht nur gegeneinander, sondern gerade darin füreinander anzutreten.